

Vassilis Amanatidis

(IHR) WEINEN

Erzählungen

Aus dem Griechischen
von Birgit Hildebrand

NEFELI

ATHEN 2014

DEUTSCHLANDRADIO KULTUR, September 2015

www.fairead.com

Für die griechische Originalausgabe:
© 2004, 2007 KASTANIOTIS Verlag Athen
Alle Rechte vorbehalten

Die Erzählungen in diesem Band stammen aus:
- *Friss mich nicht (Μη με φας)*, Kastaniotis, Athen 2005
- *Der Hund der Charybdis (Ο σκύλος της Χάρυβδης)*,
Kastaniotis, Athen 2008

Einbandgestaltung und Satz: Periklis Douvitsas
Korrektur: Andreas Krause

Erste Auflage, Oktober 2014

ISBN: 978-960-504-118-2

Für diese Ausgabe:
© 2014 NEFELI Verlag und Birgit Hildebrand
Alle Rechte vorbehalten

NEFELI, Asklipiou 6, 106 80 Athen, Griechenland
Tel.: +30 210 3639962 – fax: +30 210 3623093
e-mail: info@nnet.gr
www.nnet.gr

DEUTSCHLANDRADIO KULTUR, September 2015

www.fairead.com

*In Erinnerung an Bernd Mueller,
von dem ich dieses „(Ihr) Weinen“
zum ersten Mal auf Deutsch gehört habe.*

DER TÜRGRIFF IM BLUMENTOPF

DEUTSCHLANDRADIO KULTUR, September 2015

www.fairead.com

WOHNUNG 3241

- Was haben wir also heute gelernt?
- Dass wir *bis auf weitere Anweisung* nie aus dem Haus gehen ...
- Warum?
- Weil es draußen nur Tag ist, weil es wahn-sinnig heiß ist, weil es das *Unkontrollierbare* gibt ...
- Was bedeutet das *Unkontrollierbare*?
- Es bedeutet, dass jeder, der rausgeht, davon ergriffen wird.
- Warum?
- Das wissen wir nicht. *Bis auf weitere Anwei-sung*.
- Was lernen wir daraus?
- Dass wir immer Schlafanzüge tragen müs-sen, damit wir uns an den Schlaf gewöhnen und nicht hinaus wollen, so sind wir davor geschützt.
- Demnach?
- Rettet uns der Schlaf.
- Wie lange?
- *Bis auf weitere Anweisung*.
- Also ...
- Bis man es uns im Fernsehen sagt.

— Bravo, mein Junge. Du weißt ja, was mit deinem Vater passiert ist, als er hinausging ...

— Ja.

— Und wir nehmen die Schlafmaske nicht einmal in der Wohnung ab, außer ...

— ... wenn es absolut notwendig ist.

— Ihr nach dem Verbot Geborenen könnt euch glücklich schätzen. Ihr habt keine Erinnerungen mehr an *Nähe*. Komm, sag jetzt dein Gebet ...

— Was fliegt eigentlich da so herum, Mama?

— Ach, das ist ein Glühwürmchen! Dass es die noch gibt! Wie ist es denn durch die geschlossenen Fenster gekommen?

— Vielleicht aus der Erde im Blumentopf?

— Das kann nicht sein ... Aber diese Erde im Blumentopf ist schön ... Komm, jetzt ist es genug, du hast es gesehen. Setz die Maske wieder auf. Und sag dein Gebet, mein Junge, ich höre dir zu ...

Die Maßnahmen sind vor acht Jahren getroffen worden. Anfangs wurden sie durchs Fernsehen verbreitet. Sie beinhalten Folgendes: Aufenthalt nur in der geschlossenen Wohnung, Vermeidung von Zusammenkünften im Freien. Optimismus, und heruntergelassene Jalousien zur Erzeugung einer künstlichen Nacht. Schwarze Vorhänge. Gedämmtes oder ausgeschaltetes Licht als Ersatz für die Nacht. Häufige Einnahme von Kamillentee zur Beruhi-

gung, Nachtkleidung, Schlafmasken. Die Bemühung, den Türen fernzubleiben. Das Wort „Tür“ gilt ab sofort als nahezu verboten. Die neuen offiziellen Wörterbücher enthalten es nicht. Die Leute gebrauchen es allerdings.

WOHNUNG 523

Sie nahm kurz die Schlafmaske ab und las den Brief auf dem Bildschirm. Mit einem erleichterten Seufzer legte sie sie dann wieder an: erneut Dunkelheit. Sie setzte sich sofort hin, um ihm zu antworten:

„Hör“ mich an. Wenn ich zur Tür gehe, überkommt es mich möglicherweise auch, hinauszugehen ... Aber ich tue es nicht, so sehr es mich dazu drängt. Nein, das ist überhaupt nicht weise. Man sollte einfach nicht so nahe an die Wohnungstür gehen. Hast du das jüngste Verbot gehört? Bestimmt ist das Arbeitskommando für die Demontage bei dir vorbeigekommen ... Hast du dich gefreut, dass du jemanden gesehen hast? Ich habe mich so gefreut ... Obwohl er einen Schutzanzug aus Blech trug. Und obwohl sie alle Türgriffe abgeschraubt und mich eingesperrt haben. Ich hoffe, du hast keinen zweiten Türgriff oder Schlüssel behalten, aber das schließe ich aus – die finden ja alles mit diesen speziellen Apparaten. Sie heißen *Schlüsselvertilger*,

aber sie finden auch Türgriffe. Im Fernsehen heißt es, die Strafe für das Verstecken eines Türgriffs sei fürchterlich. Also, ich sage es dir noch einmal, *Antonius*: Versuche dich zu beruhigen. Es hat keinen Sinn, sich dem zu widersetzen, was vor sich geht ...

Die Mail von *Antonius* war wieder voll absurder Ideen gewesen. Er schrieb ihr, er wolle heute auf die Straße hinausgehen, Schluss und aus. Egal, was geschehe. Er ertrage es einfach nicht mehr, absolut nicht. Er wolle zu ihr ... In den letzten Jahren habe ihn der Gedanke an sie nicht mehr schlafen lassen. Er wolle, dass sie sich wieder liebten, damit er sich wieder an ihren Körper erinnern könne.

Wieder ein psychotischer Schub? Wie konnte sie ihn zur Vernunft bringen? In der letzten Woche hatte sie alle Mühe gehabt, ihn davon zu überzeugen, dass seine Idee, sie sollten sich im Park treffen, in aller Öffentlichkeit, draußen, am helllichten Tag, wider jede Vernunft sei. Ein Rendezvous? So etwas Wahnsinniges hatte sie seit Jahren nicht gehört. Nicht einmal von ihm, der nach ihrer Erinnerung schon immer ein Bauchmensch gewesen war. Und dennoch hatten ihn neun Jahre Warnungen und Verbote nicht ändern können ...

Sie überlegte kurz, wie sie den Brief fortsetzen sollte. Ein hartnäckiges Insekt prallte immer wieder gegen die Schlafmaske, aber sie nahm sie nicht

ab, um das Tier zu sehen. Sie schlug heftig gegen den schwarzen Stoff, nahm dann das zerquetschte Ding zwischen Daumen und Zeigefinger und warf es weg.

Wie kann ich denn sicher sein, schrieb sie, dass ich niemandem auf der Straße begegne, wenn ich hinausgehe? Einem verwegenen Irren etwa, der sich hinausgewagt hat, weil er es nicht mehr aushält. Und wer sagt mir, ob dieser Irre nicht weiter unten auf zwei, drei andere trifft. Und wenn sie sich zusammenrotten und es zu einem Angriff kommt? Wenn sie das *Unkontrollierbare* überfällt? Oder es mich selbst ergreift, sobald ich rausgehe? Es ist nicht genau bekannt, wodurch es hervgerufen wird. Wir sind schließlich gewarnt ... Ich will ja eigentlich auch hinaus, *Antonius*, glaub mir. Wenn ich nur einen Schutzanzug in meiner Größe hätte. Aber ich gehe nicht hinaus, weil ich keinen bekommen kann.

Ach ja, ein letztes noch – sie haben es im Internet angekündigt, wenn auch noch nicht im Fernsehen. In ein paar Tagen kommt ein Arbeitskommando durch die ganze Stadt (im Ausland ist das schon geschehen). Die sollen für jede Wohnung Erde austeilten, und einen Blumentopf. Vielleicht geben sie uns Erde, weil uns die Natur fehlt, bei diesem Eingesperrtsein? Und weil sie sich um uns sorgen?

Denk an ... Aber der Blumentopf? Möglicherweise bringen sie uns im nächsten Monat auch Samen mit – damit etwas wächst! Das wäre schön ...

Und mach dir keine Sorgen, wir haben doch uns. Ich werde dir nämlich noch viele Briefe schreiben, und du schreibst mir ... Liebster, was willst du mit diesem Treffen? Und nicht vergessen: Nimm die Schlafmaske nicht zu oft ab! Schreib mir immer in Blindschrift, so ist es sicherer.

Ich küsse dich wie in allen Nächten zusammen,
deine *Kleopatra*.

Vor neun Jahren hatte es nach und nach immer weniger Nacht gegeben. Von der nördlichen Hemisphäre aus hatte der immerwährende gleißende Sonnentag seinen Einzug gehalten. Eine sengende Sonne, ständig, glutheiß. Innerhalb von drei Jahren hatte er auch die südliche Hemisphäre erobert. Gleich darauf war zu beobachten, was sich schnell bestätigte: Jeder gemeinsame Aufenthalt an Orten außerhalb der Behausung führte zu einer Welle schrecklicher Gewalt. Wer das Verbot missachtete und hinausging, provozierte grundlose Attacken und Vandalismus. Die Menschen brachten sich gegenseitig um. Sie schlugen auf alles ein, was sich bewegte. Sie brüllten: „Da ist es ...!“

WOHNUNG 18342

Meine liebe *Galatea*,
es geht schon so viele Jahre, und ich habe mich immer noch nicht an deinen neuen „Namen“ gewöhnt ... Doch ich befolge die Anweisungen. Ich will die Sehnsucht nach dir nicht noch damit vergrößern, dass ich dich mit dem richtigen Namen anspreche. Aber du hast mir gestern nicht geschrieben, und vorgestern auch nicht. Na ja, das macht nichts. Irgendwann wirst du mir doch schreiben?

Folgendes gibt es zu berichten: Gestern hat mir das Arbeitskommando den Blumentopf mit der Erde gebracht. Alle in Schutzanzügen aus Blech, sie sahen aus wie die alten Ritter. Sie sagten, ich sollte die Erde jedes Mal vor dem Schlafengehen anfassen. Das würde mich beruhigen. Ich glaube ihnen nicht. Ich denke, sie tun es, um in den Häusern auf längere Sicht das Problem mit den Toten zu lösen. Das jetzige Begräbnissystem führt zu unnötigen Transporten und hohen Ausgaben. Ich nehme an, sie planen ein System des Selbstbegräbnisses – ich habe gewisse Informationen von meinem Sohn in New York bekommen. Dort spielt sich das Gleiche ab. Sie haben gesagt, sie würden in einer Woche einen zweiten Blumentopf mit Erde bringen, und später noch einen. Ich werde sie enttäuschen. Ich

bin bald siebenundsechzig, aber ich habe vor, noch dreißig Jahre zu leben. Da werden sie noch viele Wege machen müssen ...

Gottseidank funktioniert die Klimaanlage. Die Sonne draußen ist unerträglich, und das Blech am Haus bietet nicht genügend Schutz. Aber ich meide die Schlafmaske, ich habe es satt zu schlafen. Wenn es nur ein bisschen Nacht gäbe ... Wenn ich sie auf meiner Haut spüren könnte wie weiche Kohle, wenigstens aus der Ferne ... Nacht ist jetzt für mich nur noch dein richtiger Name. Ich spreche ihn aber nie aus. Ich halte ihn in mir verborgen und schwarz wie Kaviar. Aber beim Einschlafen denke ich daran, und das erzeugt bei mir von tief unten eine wunderbare Dunkelheit. Nur dann kann ich sagen: „Jetzt ist es Nacht!“ und die Augen zumachen und schlafen. Aber weißt du, ich schreibe keine Gedichte mehr, *Galatea* ...

Gestern habe ich wieder auf das geschlossene Geschäft an der Ecke hinuntergeschaut. Es ist immer noch ringsum mit Blechen verrammelt – wie die gesamte Stadt. Ist das nicht komisch? Sie stammen noch aus der ersten Zeit, als man die Waren in den Schaufenstern vor den brutalen Überfällen der Menge schützen wollte und vor denen, die gegen die Ausgangssperre verstießen. Damals wusste man nicht, wie lange das anhalten würde. Du warst noch sehr jung. Weißt du noch? Denk nur,

was es dort alles gab: Schuhe, Kleider, Badeanzüge an Kleiderpuppen, Tabletten, Deodorants, Diamanten, Kartoffeln. Was für einen Sinn hat es, dass sie weiter so dichtgemacht sind? Ob sie nun ganz sind oder kaputt. Verborgene Schaufenster, wie Koffer von Ermordeten.

Hinterher brachten sie auch an den Häusern Blechplatten an – sie behaupten, keiner wüsste, was ohne sie aus uns werden würde ... Dass sie uns vor der Sonne und vor deren Gewalt schützten, dass wir uns sonst sogar in den Häusern gegenseitig umbrächten. Aber glaubst du ihnen? Ich wundere mich, dass sie keine Möglichkeit gefunden haben, auch an uns Schutzanzüge auszugeben ... Die Bestände sind angeblich erschöpft. Mit Schutzanzügen kämen wir ab und zu raus, es wäre eine Lösung. Ich vermute, sie wollen das gar nicht. Vielleicht haben sie etwas im Sinn. Und ich frage mich: Was würde passieren, wenn wir eines Tages alle die Häuser verlassen und mit einer Säge das Blech von den Fassaden holen und ganz schnell wieder verschwinden würden, um uns Schutzanzüge zu machen ... Wieso haben die Leute von den Arbeitskommandos welche? Aber ... ich rede Unsinn ... kommunistischen Bockmist. Ach was, wir kämen ja gar nicht so weit. Sobald wir uns hinausgewagt hätten, würden wir übereinander herfallen und uns zerfleischen, oder? Das *Unkontrollierbare!*

Denn durch Zufall habe ich es selbst gesehen ... Als ich gestern zur Ecke schaute, sah ich eine Verrückte herauskommen. Ja, sie rief auch: „Da ist es!“ Was kommt eigentlich über die Leute? Was sehen sie? Als ob sie, wenn sie so leichtsinnig sind und hinausgehen, nichts anderes äußern könnten als das. Eine Autosuggestion, an der Grenze zur Halluzination, denke ich – wir haben das doch schon so oft im Fernsehen gehört. Sie fasste die Blechplatten mit ihren bloßen Händen an und streckte sie dann verbrannt in die Sonne. Aber neben ihr war noch ein kleines Mädchen, das kroch auf allen Vieren ... Wer es wohl hinausgelassen hatte, ob es ihr eigenes war? Es hatte Schaum vor dem Mund. Plötzlich fiel es über die Frau her und begann sie zu beißen. Anfangs ließ sie es gewähren. Dann ging sie zum Angriff über. Ich möchte dir lieber nicht mitteilen, was sich abgespielt hat. Es blieben nur Fetzen übrig.

Geh bloß nie hinaus.

Gerade freue ich mich, wir haben nämlich Mieterversammlung auf der Terrasse. Hoffentlich sind in dieser Woche alle da. Wir essen wie jeden Sonntag schwarzen Kaviar und hören Musik. Ihr doch auch, oder? Und vergiss nicht, mir zu schreiben, wenn du kannst. Wenn. Bis dahin schaue ich mir auf dem Bildschirm dein Foto an. Ich bin dir so dankbar, dass du es mir letztes Jahr zum

Geburtstag geschenkt hast! Ich habe dein Gesicht mehrdimensional formatiert. Wenn ich mich jetzt bewege, dreht es sich mit und sieht mich an. Morgen formatiere ich auch den Mund so, dass er sich bewegt. Schreibe mir doch, was er sagen soll. Ich will auch eine Stimme einstellen – soweit möglich. Die soll wie ein frischer Wind in einem blühenden Kirschbaum klingen. Während der Nacht. Auf einer Wiese mit Glühwürmchen. (Und das ist sogar eine Tatsache: Seit einigen Tagen fliegt bei mir eines durch die Wohnung. Es sitzt an der Decke und blinkt ständig! Woher ist es gekommen? Sag mir, ist das möglich?)

Ich küsse dich wieder auf deine salzige Stirn,
Dein *Pygmalion*.

PS. Ich möchte mich schon seit einer ganzen Weile beklagen, *Galatea*, und nun habe ich mich entschlossen, es wirklich zu tun ... Warum antwortest du mir denn nie? Ein ganzes Jahr lang hast du nicht geantwortet! Wenn du eine neue Mailadresse hättest, hättest du mir die doch gegeben? Sag, dass du nicht rausgegangen bist ... So etwas Gefährliches würdest du doch nie tun ... vielleicht hast du eine neue Mailadresse?

Übermorgen schreibe ich dir wieder.

Es gibt zwei Arbeitskommandos der globalen Regierung. Das eine zur Zerstörung von Schlüsseln und Türgriffen. (Die Türen werden nicht versiegelt, damit es kein Problem mit dem Verstoß gegen die Bürgerrechte gibt. Ohne Schlüssel und Türgriffe entsteht ohnehin bei allen das Gefühl der Versiegelung.) Das zweite zur Verteilung der Nahrung. Jeden Monat werden Vorräte in die Keller der Häuser gebracht: Wasserkästen, Toilettenpapier, Lebensmittelkonserven. Einige enthalten schwarzen Kaviar für das Sonntagsfest – am Versammlungstag. In letzter Zeit teilt ein Sonderkommando jedem Einwohner einen Blumentopf mit Erde zu. Weitere sollen folgen. Die genauen Gründe dafür sind nicht öffentlich bekannt gemacht worden.

WOHNUNG 799

Kleopatra, warum?

Zwei Blocks trennen uns. Nur. Aber du willst wieder nicht, dass ich dich sehe. Egal, was passiert. Ein Rendezvous. Oder dass ich komme. Was kann schon passieren? Was ist schlimmer als das? Zwei-, dreimal. Wie oft habe ich es dir schon vorgeschlagen? Ein Rendezvous. So oft, und immer ein Nein. Wenn es wenigstens ein Telefon gäbe und ich dich hören könnte ... Ich schreibe dir zum letzten Mal, es geht nicht mehr. Aber ich setze jetzt keine

Schlafmaske auf. Ich schreibe sehend, nicht in Blindschrift, es reicht. Stell dir vor, was ich vor kurzem gesehen habe:

Vorgestern war das neue Arbeitskommando da. Sie brachten den Blumentopf mit der Erde. Sie sagten, ich sollte sie anfassen, dann gingen sie wieder. Ich weiß nicht, warum sie uns Erde geben. Ich will es auch gar nicht wissen. Aber diesmal habe *ich* gesiegt. Ich sage dir wie. Gestern erst war das andere Kommando da, das für die Türgriffe, mit Verspätung. Sie haben alles abgeschraubt, alles durchsucht. Sie entschuldigten sich für die Verspätung, sagten, sie hätten eigentlich schon viel früher kommen müssen. Sie sagten, sie würden die Türgriffe und die Schlüssel einschmelzen. Für Schutzanzüge für uns, sagten sie. Ich glaube ihnen nicht. Gut, dass sie sich verspätet hatten und erst nach dem Blumentopf kamen.

Was du befürchtet hast, stimmt. Ich hatte vor, einen Türgriff zu behalten. Und ich habe ihn auch behalten, Liebste, und ihn versteckt. Ich habe ihn tief in die Erde versenkt. Im Blumentopf. Ich habe ihn zugedeckt, er ist nicht zu sehen. Ich habe gewonnen. Sie haben nicht alles gefunden, sie dachten es nur. Der Schlüsselvertilger kann nicht durch die Erde sehen. Vor zwei Monaten kam eine Mail, die wie ein Virus wirkte. Es war aber keiner. Darin stand: „Der Schlüsselvertilger kann nicht durch die

Erde sehen.“ Also dachte ich mir, wenn sich eine Gelegenheit ergibt, dann tue ich es. Was habe ich zu verlieren, wenn es nicht klappt? Was ist schlimmer als das hier? Es reicht. Und es ist auch nicht möglich, dass andere das nicht ebenfalls wissen, andere haben das sicherlich auch schon gemacht.

Ich habe den Türgriff im Blumentopf.

Jetzt. Ich sehe mehr, viel mehr.

Heute Morgen, um 09.28 Uhr, dachte ich, es ist mir egal, ich gehe raus. Ganz gleich was passiert. Es gibt überhaupt nichts, was passieren kann. Und so machte ich die Tür auf, und sie ging auch auf. Ich stieg die Treppe hinunter. Zweiter Stock, erster Stock, Erdgeschoss, ich machte die Haustür auf. DRAUSSEN. Aber dann versuchte ich, einen Schritt zu tun, und plötzlich bekam ich Angst. Versteh mich nicht falsch. Es war, als ob ich zum ersten Mal spürte: Es gibt so viel Draußen! Ich sollte besser nicht ganz hinausgehen und mich von dem *Unkontrollierbaren* überfallen lassen! Deshalb blieb ich unentschieden auf der Schwelle stehen und hielt mit der einen Hand die Haustür offen. Aber auch von da aus sah ich es, so halb im Licht: Wie in der Luft festhängend! Es flog reglos (Liebste, ich konnte es ganz genau sehen). Keine zwei Zentimeter groß. Augenlos, aber es schaute. „Was machst du hier mitten im Licht?“ fragte ich. „Es gibt für dich nicht den geringsten Grund,

da zu sein. Und man bemerkt auch nicht, dass du leuchtest.“ Aber ich schwöre dir: Augenblicklich breitete sich um es herum eine kleine Dunkelheit aus, eine schöne, zehn Zentimeter große Nacht. Und innerhalb derer leuchtete es wunderschön. Daraufhin tat sich mein Mund ganz von selbst auf. Meine Zunge bewegte sich und ich hörte, wie ich etwas sagte. Ich sagte: „Da ist es!“

Ich hielt mir den Mund zu, tat den einen Schritt zurück. Das *Unkontrollierbare*! Wieder hinein, nur ganz schnell hinein! Ich drückte die Haustür fest zu. Meine Treppe. Nur hinauf, nichts als auf der Stelle wieder nach Hause, dachte ich, auf der Stelle nach Hause! Und ich raste hinauf ... bis ich sie sah. Da, meine Tür ... ich war wieder in meiner Wohnung. Aber es war mitgekommen.

Das Glühwürmchen hält sich in meinem Wohnzimmer auf.

Hast du auch eines? Oder nur ich?

Ich habe es jetzt gesehen, es ist genug. Und ich will mich retten, ich sehe keine andere Lösung. Ich schreibe dir, und es schaut mir dabei zu. Ich weiß, was es will. Denn es sieht mir ständig auf den Mund, es kreist ständig um meine Lippen. Hör zu, ich schreibe dir nun zum letzten Mal. Sei nicht traurig. Ich weiß jetzt, wo es Hoffnung gibt ... Und es ist mir sehr eilig. Bevor ich den Brief beende, habe ich noch drei Dinge zu tun.

Erstens: Finger in die Steckdose bei offenem Hauptschalter. So ist es am besten, Liebste, das ist die Lösung. Es kreist ständig um meinen Mund. Hinterher kriecht es mir auch in den Mund, anders kann es nicht sein. Und dann immer weiter nach unten. Ich gewähre ihm Wohnraum. Dort ist es dunkel. Wie lange leben Glühwürmchen wohl? Ich möchte, dass es bis zu seinem Tod Nahrung findet ... Ich werde mich vor ihm zersetzen! Ich schenke ihm eine Wohnung. Und es kann dort richtig schön leuchten, wie ein Messias.

Zweitens: Ich nenne uns beim richtigen Namen. Bald, sehr bald. Und ich bitte dich um Verzeihung, dass wir uns alle die Jahre lang nicht geliebt haben ...

Es wird noch etwas passieren. Das hoffe ich. Der Türgriff im Blumentopf. Es kann nicht anders sein, er wird wachsen. In der Erde. Vielleicht erst nach einer Weile. Nach und nach eben. Es ist nicht ausgeschlossen, er wird wachsen. Eine Tür!

Jetzt muss es schnell gehen. Ich liebe dich, Maria, du wirst mir fehlen, ich bin immer bei dir.

Eine Umarmung, für immer

Dein Kostakis

Ein gesetzlich erlaubter Kontakt aus der Nähe: das Zusammenwohnen. Notwendige Voraussetzung für die Le-

galität: dass keiner hinauskommt. Einziger gesetzlich erlaubter Tele-Kontakt: Digital, ohne Mikrophon. Vor drei Jahren wurde die generelle Einstellung des Telefonierens beschlossen, damit kein größeres Bedürfnis nach Kontakt zum Körper der jeweiligen Stimme entstehen sollte. Für den digitalen Kontakt gilt folgendes: Um den Vergleich mit der alten Zeit der Nähe zu vermeiden und zum Abbau von Rührung und Nostalgie ist der Gebrauch des echten Namens verboten. Stattdessen ist der Gebrauch eines Pseudonyms vorgeschrieben. Für das Zusammenwohnen gilt Folgendes: Die zusammen Wohnenden dürfen sich nur in Ausnahmefällen berühren, an Festtagen und zu vorbestimmten Daten der Reproduktion.

WOHNUNG 3241

— Also, jetzt sag dein Gebet. Komm schon: *Schlafmasken ...*

— *Schlafmasken tragen wir jeden Tag,
die schwarzen Vorhänge bleiben zu,
Kaviar sonntags für den, der ihn mag,
und reichliche Vorräte immerzu.*

— Bravo, mein Junge. Heute hast du es schön aufgesagt.

— Und wie spät ist es jetzt, Mama? Zeit zum Schlafengehen?

— Nach zwölf. Wir gehen früh schlafen, morgen hast du Geburtstag. Dann kommt auch die falsche Tante von oben zu Besuch ...

— Darf ich den guten Schlafanzug mit den Monden anziehen, so dass ich darin aufwache ... ja? Aber können wir heute nicht zusammen schlafen, Mama? Ich hab doch Geburtstag ...

— Ja, heute ist es erlaubt.

— Mit Umarmung?

— Ich weiß nicht ... es darf nicht zu viel werden ... damit du dich nicht daran gewöhnst.

— Nur heute, ich hab doch Geburtstag ...

— Warum muss denn dieses Glühwürmchen unbedingt leuchten? Zieh die Schlafmaske ganz fest zu! Und pass auf, dass du beim Schlafen nicht vom Hinausgehen träumst, ja? *Bis auf weitere Anweisung.* Komm, mein Junge, heute umarmen wir uns. In zwei Monaten habe ich auch Geburtstag ...

(IHR) WEINEN

DEUTSCHLANDRADIO KULTUR, September 2015

www.fairead.com

Die Mutter hatte uns gesagt, unser Papa sei seit Jahren nicht da. Nicht bei uns zu Hause und überhaupt nirgends. Er hätte uns verlassen, als wir zur Welt kamen. Und wir hätten geweint, als wir zur Welt kamen. Deshalb weinen wir jetzt ständig. Aber vor sechs Monaten ist unser neues Geschwisterchen mit einem unabhängigen Körper zur Welt gekommen. Also muss es die Mutter mit einem anderen Mann gekriegt haben. Als die Mutter am Tag davor den Koffer für die Geburt fertig machte, hatte sie zu uns gesagt, wenn das Geschwisterchen erst auf der Welt ist, bringe ich euch auch die Farben bei. Das bin ich euch schuldig. Damit die Farben für euch nicht bloß Wörter sind, und damit ihr wisst, was welche Farbe ist und die Unterschiede dazwischen.

Unser neues Geschwisterchen ist nicht mit uns zusammenhängend auf die Welt gekommen. Diese Unabhängigkeit kam uns seltsam vor, und anfangs, als es herauskam, war es uns fremd. Aber wir sagten uns, es gehört zu uns, ist mit uns verwandt, wir lieben es. Im Krankenhaus gab es nichts als Blut, überall auf den Laken, überall an der Mutter. Was für Farben hat denn nun dieses

Blut, fragten wir unsere Mutter. Aber sie sagte nichts. Also war sie wohl eingeschlummert. Darum belauerten wir sie, und als wir sahen, dass sie schlief, gingen wir heimlich hin und nahmen ihr das Geschwisterchen weg und hielten es im Arm. Und wir schauten es an. Außenherum gab es viele Ärzte, die redeten laut miteinander, und kaum hatten sie uns dort gesehen, schrieten sie uns an: „Wie bist du hier reingekommen? Raus mit dir ... das ist nicht erlaubt!“ Wir hielten es aber weiter im Arm und sagten zu ihm: „Los, wein schon.“ Es weinte nicht. Das war sehr seltsam – weil wir doch alle wissen, dass Weinen der natürliche Zustand des Menschen ist. Dann merkten wir es. Seine Unabhängigkeit war gar nicht echt. Auch wenn es nicht mit uns zusammenhing. Sein Körper wollte nicht von der Mutter abgetrennt werden – darum also verhielt es sich nicht wie es natürlich ist, meinten wir, darum weinte es nicht. Und wir dachten, wie sie so von selbst miteinander zusammenhängen, sind sie wohl wie Geschwister oder wie Liebende, und wir waren eifersüchtig. Und wir drückten uns noch enger einer an den anderen den a-nderen den anderen den anderen. Damit uns warm wurde. Denn wir sind viele, aber bloß ein Körper. Gewöhnlich reden wir gleichzeitig, und wir haben viele Köpfe. Seither ist aber so viel passiert, und unsere Familie hat sich verrin-

gert, das kann kein Zufall sein. Aber wir meinen, dass *es* an allem schuld ist – das Geschwisterchen. Es hat etwas Schreckliches an sich und macht uns Angst: Es hat nicht einmal geweint, als es zur Welt gekommen ist. Und insofern fehlen uns jetzt die ganzen sechs Monate, seitdem die Mutter weg ist, alle. (Wir sagen: Sie ist vermutlich einkaufen gegangen, bei der Arbeit ist sie nämlich nicht – wir haben gefragt.) Die Mutter fehlt uns, und auch das Geschwisterchen fehlt uns. Und deshalb leiden wir jetzt, allerdings in einer Art Ruhe. Weil wir auch die Farben nicht kennen und uns die Mutter fehlt, um sie uns zu erklären, wie es abgemacht war. Sie kommt aber wieder zurück, sagen wir, sie kommt ganz bestimmt wieder zurück. Allerdings haben wir nach alledem nicht mehr sehr viel Mut, deshalb lächelt einer von uns den anderen zaghaft an, wenn wir uns gegenseitig ein bisschen ermutigen wollen. Und dann geht wie beim Domino das Lächeln als Welle vom einen zum anderen zum anderen zum anderen von uns. Danach hören die meisten von uns wieder zu lächeln auf. Aber einer oder zwei behalten ständig ein Lächeln auf den Lippen wie einen Wimpel. Jedes Mal ist es ein anderer. Es ist ein Reservelächeln – zur Vorratshaltung. Denn es könnte benötigt werden in Augenblicken, in denen unser Organismus nicht in der Lage ist, ein neues Lächeln zu produzieren. Wie

etwa eines Tages, als wir ins Grüne außerhalb unseres Hauses gegangen waren und unsere Köpfe auf den Beton an der Seite gelegt hatten, um Sonne zu tanken. Der Beton ist horizontal, er erhebt sich ein bisschen über den Rasen. Wir müssen uns leicht zur Seite drehen, wenn wir dort unseren Kopf richtig ablegen wollen. Da hatte einer von uns den Kopf gehoben und einen bemerkt, der von weitem auf uns zukam. Von weitem ist aus der anderen Ecke. „Es kommt jemand“, informierte uns einer von uns und begann vor Freude zu zittern. Wir übrigen wandten den Blick in die Richtung, aber wir ließen unsere Köpfe weiter auf dem heißen Zement liegen (und zu Recht – wie sollen wir denn sonst Sonne tanken?). Aber als dieser Jemand dann näher kam, sahen wir ihn etwas genauer an, und ja, tatsächlich, wir hatten ihn auch schon andere Male herumspazieren sehen, ein Bekannter also. Er trug irgendwie weiße Kleider. „Guten Tag mal wieder“, sagte er, als er da war, „alles in Ordnung?“ „Hallo“, erwiderten wir, „sind Sie vielleicht unser Vater? ... Herr ... Wir suchen schon seit sechs Monaten nach jemandem, denn unsre Mutter ist mit dem neuen Geschwisterchen fortgegangen, wahrscheinlich sind sie beim Einkaufen, und sie sind noch nicht wieder zurück. Wenn es Ihnen keine Mühe macht, gehen Sie nicht gleich wieder weg. Erlauben Sie uns, uns an Sie zu

wenden? Dürfen wir Ihnen Wasser anbieten, haben Sie Durst? Wenn Sie wollen, warten Sie doch, bis die Mutter mit dem Geschwisterchen wieder da ist. Vielleicht kommen sie heute zurück, das ist nicht ausgeschlossen. Wir lieben das Geschwisterchen sehr, wissen Sie, es ist sehr hübsch, aber es wäre besser, wenn es stirbt. Was sollen wir mit ihm anfangen? Es hat nämlich auch eine Behinderung: es weint nie, es hat nicht geweint, als es zur Welt gekommen ist. Deshalb sagen Sie uns doch, ob Sie unser Vater sind, zögern Sie nicht. Wir werden es Ihnen nicht übel nehmen, dass Sie uns verlassen haben. Und jetzt kommen Sie herein und schauen Sie unser Haus an!“ (Das sagten wir, weil wir stolz sind auf unser Haus – es ist das einzige, was wir besitzen, es ist aber nichts Besonderes, naja, das macht ja auch nichts. Immerhin ist es ein Haus, das ist nicht wenig, es ist sogar etwas sehr Wichtiges.) Doch er hörte uns an, lächelte ein bisschen und sagte: „Nein, nein, ich bin nicht euer Vater.“ Er dankte und ging. Und als er sich dann immer mehr entfernte und wir ihn immer kleiner werden sahen, riefen wir ihm ganz höflich nach: „Macht nichts. Es muss wohl ein anderer sein.“ Und wir legten wieder nacheinander die Köpfe auf den heißen Beton, um Sonne aufzunehmen, um die Wärme zu speichern. Aber schade ist es doch, dachten wir, denn bevor der Herr in Weiß weg-

ging, hatte er uns möglicherweise ein bisschen zugelächelt. Das ist erst kürzlich passiert, kann sein vorgestern. Und es war das letzte Lächeln, das wir von einem Fremden bekamen. Wir behalten es in der Tasche, dieses Lächeln, und streicheln mit dem rechten Zeigefinger und dem Daumen darüber, wir spannen es wie einen Bogen, sein Lächeln, wir drücken es flach wie Knete. Na, Erster? Na, Zweiter? Na, Dritter? Aber danach packt uns ab und zu wieder der Kummer, und wir denken, wirklich, es reicht, warum kommen die Mutter und das Geschwisterchen denn nicht mehr wieder? Deshalb dachten wir auch kürzlich, vielleicht sind sie noch irgendwo im Haus und wir sehen sie nur nicht. Ja, ja, höchstwahrscheinlich. Und seit einem Monat versuchen wir uns gegenseitig davon zu überzeugen, dass sie gar nicht weg sind und dass wir sie finden werden. Nur einer von uns hat jeden Tag Zweifel und sagt: „Nein. Sie haben uns verlassen!“. Aber wir hören demjenigen von uns, der es übernimmt, uns zu widersprechen, einfach nicht zu, wir halten ihn allerdings auch nicht davon ab. Wir argumentieren ihm gegenüber nur jeden Tag so: Wenn sie hätte fortgehen und nicht mehr wiederkommen wollen, warum hätte sie dann am Tag vorher zu uns sagen sollen, ich bringe euch morgen auch noch die Farben bei? Warum hätte sie das zu uns sagen sollen? Und so suchen wir jetzt täglich

das ganze Haus ab, bis wir unsere Verschollenen finden. Aber wir finden sie nie. Und wenn dann die Zeit zum Schlafengehen kommt, fragen wir: Sind wir jetzt müde? Noch nicht, erwidern wir darauf, wir werden schon noch müde werden. Denn es ist erst acht Uhr, und das Schlafen fällt uns nicht mehr leicht. Aber seit wir allein geblieben sind, gehen wir aus lauter Einsamkeit früh ins Bett. Und dann sagen wir gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht. Nur der fünfte wünscht nicht gute Nacht, er hat die Rolle des Lauernden und des Zweifelnden übernommen. Doch wir lächeln unserem Fünften zu, damit er nicht glaubt, wir wären ihm böse. Während der Nacht erhebt sich aber immer, wenn wir gerade am Einschlafen sind, der schlaflose Kopf des Fünften und stört uns dauernd in unserem leichten Schlaf. „Sie haben uns verlassen“, sagt er, „sie haben uns verlassen!“ „Schlaf“, sagen wir dann, „beruhige dich doch. Und wir versprechen dir: Damit du uns nicht mehr plagst, gestehen wir morgen die Wahrheit. Vor diesem Herrn, wenn er wiederkommt. In Ordnung? Aber nicht vor uns selbst, das geht nicht. Schlaf jetzt.“ Und am nächsten Tag, an dem wir ganz früh erwachen, fangen wir wieder an, das Haus abzusuchen, bis zum allerletzten Winkel. Aber wieder finden wir keine Spur von der Mutter und vom Geschwisterchen.

Und als dann der Herr in Weiß in unser Zimmer kommt, fragt er uns wieder: „Wie geht’s heute mit der Laune? Du machst einen guten Eindruck. Komm, es ist Zeit für deine Medizin.“ Und wir sagen zu ihm: „Aber heute wollen wir Ihnen kurz die Wahrheit sagen, damit sich unser Fünfter, unser Widerspruchsgeist, nicht aufregt und uns dauernd den leichten Schlaf stört: Also bitte, unsere Angehörigen sind gestorben. In dem Krankenhaus dort. Unsere Mutter mit vierundvierzig Jahren, eine heftige Blutung. (Aber welche Farbe hat denn nun dieses Blut?) Und dann sind sie gekommen und haben sie fortgenommen. Und haben sie in einen schwarzen Kasten gesteckt, und das Geschwisterchen in einen viel kleineren. Und uns hier hinein. Bitteschön. Und um die gesamte Wahrheit zu sagen, Entschuldigung auch, dass wir Sie getäuscht haben, Herr, wir sind gar nicht viele, das stimmt nicht. Wir sind nur einer. Aber wir haben uns geteilt, um in der ganzen Einsamkeit ein bisschen Gesellschaft zu haben.“ Und nachdem auch diese Wahrheit zu Ende war, sagten wir zu dem Herren in Weiß: „Aber erlauben Sie uns jetzt, sie wieder zu vergessen. Und wenn es keine Mühe macht, geben Sie uns doch eine andere Medizin, wenn Sie eine haben . . . Die hier bringt uns keinen ruhigen und tiefen Schlaf.“ „Ich habe Anweisung, dir die hier zu geben, Peterchen. Warum sagst

du mir denn das schon wieder? Ich bin nicht der Klinikchef, ich bin bloß Krankenpfleger“, sagte er. Und dann nahm uns der Herr in Weiß mit und ließ uns im Vorhof, wo es auch schönen Sonnenschein gab. Und wir legten unsere Köpfe auf den Beton an der Seite. Etwas später kam er wieder an der Stelle vorbei. Und da beschlossen wir, dass nun wohl der richtige Zeitpunkt sei, ihm folgendes vorzuschlagen: „Herr, weil unsere Mutter doch beim Einkaufen ist und nicht wieder zurückkommt, erlaubst du uns, zu dir Papa zu sagen?“ Und er sagte: „Na gut, dann macht das.“ Darauf hob einer von uns den Kopf und schaute nach oben zum Himmel. Und er fragte den Herrn: „Was für eine Farbe ist das, Papa?“, und er sagte: „Blau.“ Und wir fragten nach einer anderen Farbe. Und er sagte sie uns. (So lernten wir die Farben. Aber am nächsten Tag vergessen wir sie wieder.) Und als es endlich Abend wurde, dachten wir, dass der Tag heute nicht ganz verloren gegangen sei. Dass wir wenigstens einen Papa gefunden hätten. Aber auch, dass es gut wäre, weil sich jetzt die Stimme des Fünften beruhigt hätte, morgen wieder das Haus abzusuchen – bis zum allerletzten Winkel, weil wir vielleicht die Mutter und das Geschwisterchen doch noch finden ... Und nachdem wir das fertiggedacht hatten, lächelten wir wie ein Domino, und das Weinen hörte auf.

SIAMESISCHE ZWILLINGE IM URWALD

DEUTSCHLANDRADIO KULTUR, September 2015

www.fairead.com

Ich hatte damals gesagt, jetzt ist Schluss mit dem Zerschneiden und den Operationen. Aber jetzt gibt es zwei junge siamesische Zwillinge. Am Hinterkopf zusammengewachsen. Sie haben sich noch nie richtig sehen können, nur mit verstohlenen Blicken in doppelten Spiegeln. Heute werden sie zwölf.

Ich mag nur den einen von beiden. Beim anderen tue ich so, als würde ich ihn nicht kennen. Wenn ich ins Zimmer komme, spreche ich nie mit ihm, diesem anderen. Das ist keine Sünde. Er mag keine Vögel, er verschließt die Ohren vor ihrem Gesang. Gezwitscher und anderen Vogellauten. Meiner ist anders.

Zum Geburtstag habe ich für ihn Vögel aufgenommen und komme nun mit meinem kleinen i-pod zu ihm. Gezwitscher von vielen Vogelarten. Am schönsten ist das von den Wellensittichen, nicht von den Nachtigallen. Besonders von einer Sorte mit grünem Körper, schwarzgelben Flügeln und gelbem Kopf. Mit einem hellblauen Streifen auf dem kleinen Schnabel. Der blaue Streifen bedeutet, dass es Männchen sind. Eine so unbegreifliche Schönheit im Zwitschern: Wenn man

sie hört, glaubt man, die Stimme fängt über dem kleinen Körper Feuer.

Als ich ins Zimmer trete und das kleine Gerät mit den Vogellauten aus der Tasche ziehe, ruckelt mein Zwilling vor Ungeduld mit den Ohren. Er wartet schon darauf, alles zu hören. Ich schließe zwei sehr kleine Lautsprecher an das Gerät an, mit hohem Schallpegel. Dann drücke ich auf den Knopf und lasse das Gezwitscher in die Atmosphäre des Zimmers fluten. (Ich habe sämtliche Tiergeschäfte abgeklappert, die ich finden konnte. Ich tat so, als wollte ich einen Käfig kaufen. Der eine behagte mir nicht, der andere war mir zuwider. Ein schwieriger, ein ganz schwieriger Kunde. Dabei machte ich heimlich Tonaufnahmen von den eingesperrten Wellensittichen – das kleine Gerät in der Tasche, so präzise, das reinste Wunderwerk. Danach schloss ich mich wochenlang zu Hause ein. Ich schnitt die Tonaufnahmen.) Jetzt ergießt sich das Zwitschern ins Zimmer der siamesischen Zwillinge. Man meint, freigelassene Vögel füllten den Raum. In einem exotischen Wald, fünf auf fünf Meter. Der unsichtbar ist.

„Hörst du’s?“, wende ich mich an meinen Lieblingszwilling. „Wie du es dir gewünscht hast. Hör dir die wohltönenden kleinen Stimmen an. So werden die Paradiesvögel in der Hölle zwitschern.“ Der andere hinter ihm verzieht das Gesicht und

hält sich die Ohren zu. „Nein“, sagt er, „nein ...“ Er versucht die Vogellaute zu übertönen. „Nein, nein, nein, nein, nein, nein, nein, nein ...“. Aber seine grässlichen Schreie können das exquisite Gezwitscher nicht übertönen. Sie vereinigen sich mit den Vogellauten, ziehen sich in den Hintergrund zurück, ordnen sich ihnen unter, schwinden, sind besiegt.

Als sich mein Lieblingszwilling ein wenig umwendet, um mich anzusehen, hat er Tränen in den Augen. Er kann den Kopf nicht sehr weit drehen. Der schlimme Kopf des anderen ist hintendran, er behindert ihn. Ich frage ihn, warum er weint, und er sagt: „Ich bin glücklich. Heute haben uns so viele Vögel besucht, mich und meinen Bruder, also bin ich glücklich.“ Er hat den Satz noch nicht zu Ende gesprochen. Da streckt der andere mit einem Keuchen von hinten ungebeten die Hand aus und stellt blitzschnell das Gerät ab. Und die Vögel brechen jählings mittendrin ab. Wie von tausend unhörbaren Schrotflinten. Als hätten tausend unhörbare Flinten das Feuer eröffnet und sie mit einem Streich niedergemäht. „Wieso hast du das jetzt getan?“ frage ich. „Was meinst du, was hast du damit erreicht? Meinst du, du bist jemand? Wenn ich auf den Knopf drücke, werden alle wieder lebendig. Da, schau“, und ich drücke auf den Knopf, und wieder fluten die Vögel ins Zimmer.

Nun drehe ich mich um und sehe meinen Lieblingszwilling an. Er lächelt, hört zu und ist glücklich. (Acht Stunden ununterbrochenes Zwitschern erwarten meinen lieben Zwilling.) Der andere, der von hinten angewachsen ist, verzieht das Gesicht. Er keucht, schließt die Augen. „Nein“, sagt er. Er streckt die Hand schräg nach hinten und fasst liebevoll nach der Hand seines Bruders.

Meinen guten siamesischen Zwilling mag ich deshalb so sehr, weil er derjenige ist, der überleben wird, wenn ich sie trenne.

Ich bin ihr Chirurg.

DAS ABGESCHNITTENE BEIN

DEUTSCHLANDRADIO KULTUR, September 2015

www.fairead.com

Ich weiß nicht, wie ich hierher gekommen bin. Ich kann mich nur noch an wenig erinnern. Es gab Lava.

Aber was ist das, Lava? Ich habe so etwas noch nie gesehen. Vielleicht war es auch gar keine Lava. Vielleicht war es ein kleines Feuer, das den Berg herunterkam. Das passiert ab und zu. Ich habe gehört ...

Ich sagte zu Marina: „Komm, Marina, mach schnell ...“, und die Ärmste versuchte zu rennen. Das kann sie aber nicht gut. Sie läuft auf drei Beinen – das eine hat ihr letztes Jahr die Baumsäge abgeschnitten. Aber häufig stimmt es nicht, was ich sage. Vielleicht habe auch ich es ihr abgeschnitten – zur Strafe. Marina spielt oft mit dem Feuer, das darf sie nicht. Darf sie einfach nicht.

Sie konnte nicht gut rennen. „Los, Mädchen“, rief ich ihr zu, „siehst du denn das Feuer nicht?“ Sie sah mich an, und ihre Augen waren ganz feucht. Ich ertrug nicht, dass mich so viel Feuchtigkeit ansah.

Bei mir bleiben die Augen trocken, immer, aber in letzter Zeit noch viel mehr. Vielleicht ist der Wind daran schuld, hier oben weht der Wind häufig. Außerdem riecht er nach Rauch. Aber gerade eben hat er durch die Lava den ganzen Staub

und die Erde aufgewirbelt. Ich würde bald nichts mehr sehen können mit diesem vielen Staub in meinen Augen – ist denn der ganze Berg in meinen Augen? ... Sie sind aber trocken, es fällt alles schnell wieder ab.

Marinas Augen sind das Gegenteil: feucht.

Derzeit trug sie den Vogel zwischen den Zähnen, den wir erwischt hatten, ein harter Körper, weiß mit einem schwarzen Streifen auf dem Bauch, und sie ließ ihn nicht los, das habe ich ihr beigebracht. Aber wie sie ihn so mit den Zähnen hielt, schleifte sein Kopf auf der Erde – der Vogel war ja nicht klein ... Und der ganze rote Sand blieb an den Augen haften. Wenn er haften blieb, musste sogar dieser Vogel feuchte Augen haben – so denke ich. Aber wie?

Zwei zu eins. Sie sind mir überlegen. Zwei zu eins ...

Warum habe ich immer trockene Augen?

Es stimmt aber wirklich, das habe ich gedacht, als wir so rannten und das Feuer kam. Es war oberhalb von uns, glaube ich, aber ich wandte mich auch nicht um und sah nach – was hätte es gebracht? Wir stürzten einfach den Berg hinunter, Steine und Erde, ich bekam überhaupt keine Luft mehr, hielt mich an einem Baum fest. Dazu noch der ganze Qualm. Was hätten wir tun sollen? Wenn es doch Lava gab.

Es hatte urplötzlich angefangen. Wie alles.
Und so rannte ich auf zwei Beinen, Marina auf
dreien, der Vogel zwischen Marinas Zähnen.
Wie heiße ich eigentlich?

Ich habe jahrelang in der Hütte gelebt, und ich sage
den Leuten, ich bin ein Jäger. Marina sagt nichts.
Sie spricht nicht, nein, nicht oft. An ihrer statt sag-
te ich zu den Leuten: „Ich bin ein Jäger, und das
ist mein Jagdhund. Grüße den Menschen, Marina,
begrüß ihn!“

Ich habe nie irgendein Tier erlegt. Ich habe nie in
meinem Leben einer einzigen Seele das Leben ge-
nommen, das schwöre ich. Sünde. Mir gefällt eben
nur das Wort „Jäger“. Weil Marina darinnen lebt.

Und es stimmt wirklich, ich habe nie ein Ge-
wehr in der Hütte gehabt. Ich habe nur mich, nur
Marina, nur einen Vogel. Und ein Bett, einen
Stuhl. Und ihn in dem Kämmerchen, aus Ziegeln
gebaut. Aber häufig stimmt es nicht, was ich sage,
also weiß ich's auch nicht, ich bin nicht sicher.

Ich vergesse, wie ich heiße.

Und ich sagte immer, dass ich ein Jäger bin,
denn ich wollte, dass sie mich unten am Berg im
Wald leben lassen, in der Hütte.

Doch jetzt gab es Lava.

Ich habe auch gar nicht vielen gesagt, dass ich ein Jäger bin und Marina mein Jagdhund ist ... Denn es waren nicht viele, denen ich es hätte sagen können. Hier unten am Berg kann ich mich nur an drei Menschen erinnern. In den ganzen Jahren, in denen ich hier in der Hütte wohne, waren es alles in allem nur sie. Als erster Herr Anestis, der hat auch trockene Augen, er kam, glaube ich, an manchen Tagen vom Dorf, um zu jagen. Er sagte immer zu mir: „Komm, gehn wir zusammen, ich weiß, dass es da weiter drinnen Wildschweine gibt.“ Und ich sagte: „Lass, Anestis, ich jage allein. Grüße den Menschen, Marina, begrüß ihn!“ Dann war es Frau Eleni, die Frau von Anestis, sie war Lehrerin, glaube ich. Sie hat feuchte Augen. Sehr feucht. Drei zu eins, sie sind mir überlegen ... Eleni hab ich nur einmal gesehen und dann nicht wieder, meine ich. Dieses eine Mal hatte sie mich um Wasser gebeten, sie kam vom Gipfel herunter – dort hatte sie gerade am Tag zuvor ihren Sohn begraben. „Grüße die Dame, Marina, sie hat Gründe, traurig zu sein, begrüß sie!“ Aber danach gab es noch die dritte Person, die ich sah, Elenis kleine Tochter, und die heißt auch Marina ... So ein Zufall, derselbe Name wie mein Hund! Die Menschen-Marina hat auch trockene Augen. Demnach steht es drei zu zwei, wir kommen uns näher, vielleicht besiege ich sie ... Sie beobachtete

mich hinter dem Rock ihrer Mutter. Sie trank auch Wasser, ich hatte ihr welches gegeben. Das war am dreizehnten August. „Grüße auch den dritten Menschen, Marina, die da, die genau so heißt wie du, komm ...“, sagte ich zu meinem Hund.

Die Menschen-Marina und die Menschen-Eleni kamen vom Grab auf dem Gipfel herunter, und es war heiß.

Aber gerade sind auch wir heruntergekommen, Hals über Kopf – was hätten wir tun sollen? Wenn es doch Lava gab.

Ich sagte zu meinem Hund: „Hör mal, Marina: Wenn die Menschen-Marina das Töchterchen von Eleni und Anestis ist, gehört die Menschen-Marina zu Eleni und Anestis. So geht es zu ... Ich selbst gehöre nirgends hin. Aber du gehörst mir. Für immer. Ich mache mit dir, was ich will.“

Marina stimmte zu. Sie stimmt immer zu.

Wau.

Na, Marina, meinst du nicht auch? Jetzt lauf, lauf. Es gibt Lava. Oder etwa nicht? Lauf.

Aber woher kommt sie? Der Berg ist kein Vulkan, er war es nie. Wenn er es wäre, wüssten wir das.

Und dass ich ein Jäger bin, stimmt nicht. Aber das Lügen, das tue ich nicht aus Bosheit. Wen schert das? Ich tue damit nur mir selbst etwas Böses an, wenn überhaupt. Also gut, das hier stimmt

auch nicht: Diese Eleni kommt oft in die Hütte, ich habe sie nicht nur einmal gesehen und dann nie wieder ... ich lasse sie oft herein.

Jetzt lüge ich schon wieder.

Ich lasse sie nicht nur herein, Eleni *wohnt* bei mir in der Hütte ...

Ich liebe sie schon seit langem, weil sie lange schwarze Haare hat und sie immer zu einem Knoten aufdreht. Aber wenn sie mich sieht, löst sie sie auf. Dafür liebe ich sie, dass sie sie auflöst. Manchmal erlaubt sie mir, dass ich sie anfasse, dass ich sie streichle. Das tut uns gut, wir vergessen. Wir legen uns auch ins Bett. Das tut uns gut. Aber ich weiß, dass sie nur bei mir wohnt, damit sie den im Ziegelkämmerchen ansehen kann. Das macht mir nichts aus. Sie sieht ihn an, und ich sehe ihn an und sie. Aber auch wenn ich sie manchmal küsse, sieht sie immer noch zu ihm hin. Und weint ein bisschen. Dann küsse ich sie wieder. Und ziehe mich aus. Sie ist schon länger nackt.

Meine Hündin Marina muss hinaus, damit sie nichts sieht.

Ich betrüge mich selbst mit den Lügen – und was macht es schon aus ... Ein Jäger.

Lauf, Marina, wir sind bestimmt bald in Sicherheit, lauf.

Aber an dem Tag, als Eleni vom Grab auf dem Gipfel kam, weinte sie und sagte: „Ich weiß doch,

dass du es kannst ... Mach es, mein Herz, mach es.“ Ich sagte zu ihr: „Ich kann nicht, Eleni, es ist eine Sünde.“ Sie sagte: „Ich schneid mir die Pulsadern auf, wenn du's nicht tust. Ich meine es ernst, ich schneide sie auf. Ich ertrage es nicht, ihn nicht zu sehen. Und was soll ich damit, dass wir ihn angeblich oben begraben haben? Damit nur er uns sehen kann? Ich, ich will ihn sehen, sonst will ich gar nichts. Ich weiß doch, dass du es kannst. Es war dein Beruf.“

Ihr Sohn hieß Apostolis. So ungerecht, finde ich, dieser Unfall im Schlaf. Einen Tag vorher war er gestorben, mit dreiundzwanzig. Ich hatte ihn auch geliebt. Also gut, nun habe ich zum dritten Mal gelogen, aber wen schert das? Ich betrüge mich selbst. Denn ich habe Apostolis gekannt, von früher. Er hatte auch immer feuchte Augen. Vier zu zwei, ach, sie sind mir wieder überlegen ...

Was hätte ich denn tun sollen? Ich wollte auf keinen Fall, dass sie sich die Pulsadern aufschneidet.

Sie brachte mir das Material für die Füllung. Keine Ahnung, wo sie es aufgetrieben hatte – sie muss einen alten Bekannten von mir aus der Hauptstadt dazu gebracht haben. Zehn Jahre lang hatte ich mich nicht mehr damit beschäftigt. Aber man vergisst das nicht.

Dann holten sie heimlich den Körper mit einem Transporter. Sie und noch zwei. Verwandte

von ihr? Oder Fremde? Vielleicht kannte ich die auch noch von früher, aber ich kann mich daran nicht erinnern. Ich sagte zu ihnen: „Grüß euch. Ich bin ein Jäger. Marina, begrüße auch du die neuen Menschen ...“ Sie ließen den Körper auf dem Tisch liegen und gingen weg. Und ich zog ihn aus, er war gut gekleidet für sein Begräbnis, im Hochzeitsstaat. Ich musste ein bisschen weinen, als ich ihn sah. Ich erinnerte mich an ihn, als er noch klein war, ein Jahr, zehn, zwölf Jahre alt, siebzehn. Er ist schön, mein Junge. Ich schnitt ihn auf, füllte ihn, nähte ihn zu.

Ich baute ein geschlossenes Kämmerchen in der Hütte, nur aus Ziegeln. Wir trugen ihn hinein.

Und danach lebte sie bei mir, um ihn zu sehen.

Auf dem Gipfel des Berges hatte sie von vorneherein nur einen leeren Sarg begraben.

Lauf, Marina. Diese Lava kommt vom Gipfel des Berges, genau vom Gipfel. Ist dir schwindelig vom Rauch? Schnell, lauf, wir sind gleich in der Hütte, los.

Aber sie ließ den Vogel nicht aus dem Maul. Sie weinte vor Erschöpfung – ohne Tränen, Hunde weinen ja nicht. Sie war auf drei Beinen. Aber sie blieb stehen. Sie sah mich an und sagte: „Ich kann nicht mehr laufen.“ Denn manchmal spricht sie – wenn ich sie lasse. Ich sagte zu ihr: „Lauf, Marina, die Lava ...“ Sie sagte: „Ich kann nicht, ich kann

nicht mehr, mir fehlt ein Bein.“ Da blieb ich auch stehen.

Jäger, ich bin ein Jäger.

Und wieder bedeckte uns die Lava.

Aber jetzt weiß ich nicht, wie ich hierher gekommen bin. Und ich kann mich nur noch an wenig erinnern.

Ich bin auf dem Boden, in der Hütte. Ich habe Marina im Arm. Aber sie ist noch ganz atemlos. Meine Liebe.

„Also war es doch keine Lava, liebe Marina ...“, sage ich. „Ich habe noch nie welche gesehen. Vielleicht war es ein kleines Feuer, das den Berg heruntergekommen ist. Das passiert ab und zu, weißt du ...“

Ich schaute. Aber da war ja auch noch Eleni, oben auf dem Bett. Sie setzte sich auf. Sie sah, wie ich die Augen aufschlug.

„Bist du wieder wach...? Hast du wieder vom Feuer geträumt?“, fragte sie. „Du Armer ... Wann findest du dich damit ab? Er ist tot, weg ...“

„Es ist wieder Lava aus seinem Grab gekommen“, rief ich.

„Nichts ist herausgekommen. Es war ein Hirn-
gespinst.“

Ihre Augen sind jetzt trocken, sehr trocken.

„So geht es nicht mehr weiter ...“, sagt sie.
„Sieh mal, ich muss deinetwegen wieder mit dem Arzt reden. Ich denke, du solltest vielleicht wieder ein paar Tage drinnen verbringen ...“

„Es muss sein“, sage ich. „Du liebst mich. Damit du das sagst, muss ...“

„Warst du heute wieder ein Jäger?“

„Ja.“

„Und hast wieder die ausgestopfte Möwe als Beute genommen?“

„Ja.“

Da stand sie auf und stellte sich neben mich. Ihre Augen flackerten.

„Aber denk daran ...“, sagte sie und hob drohend die Hand. Sie hatte so einen Glanz in den Augen, sie blitzten. „Nicht du hast Apostolis einbalsamiert, sondern ich. *Ich* habe ihn unter den Lebenden behalten, damit wir ihn weiter ansehen können! *Ich* wollte das.“

Sie ließ die Hand wieder sinken und streckte sie mir zum Aufstehen hin. Ich ließ Marina los und stellte mich auf meine zwei Beine. Da ging Eleni in das Ziegelkämmerchen. Und ich folgte ihr.

„*Ich* habe Apostolis bei uns behalten, Anestis ...“, sagte sie und sah den Körper an.

Meine Augen sind trocken, ihre sind auch trocken. Demnach steht es jetzt eins zu eins, unentschieden.

Ich heiÙe also Anestis. Wie konnte ich das durcheinander bringen? ... Mir scheint, ich beginne mich zu erinnern.

Und so setzten wir uns ein wenig aufrecht hin. Und sahen wieder unseren nackten Sohn an, so schön ... Dann heiÙe ich also Anestis. Aber ein Jäger bin ich, das bin ich.

„Jetzt nimm den Vogel aus dem Mund. Steh von der Erde auf, Marina ...“, sagte ich daraufhin zu meiner Tochter auf dem Boden. Ohne mich nach ihr umzusehen. „Steh für heute auf, wir brauchen keinen Hund mehr ...“

Sie nahm sofort den Vogel aus dem Mund und stand auf. Und hinkte, sie zog das versehrte Bein nach. Sie hielt sich an den Wänden fest – wir haben Marina keine Krücke gekauft – und kam mit zu uns in das Kämmerchen.

„GrüÙe deinen Bruder, Marina, begrüÙ ihn auch heute ...“, sagte ich. „Bitte ihn noch einmal um Verzeihung.“

„GrüÙ dich, Mama“, sagte sie. „GrüÙ dich, Papa“, sagte sie. „GrüÙ dich, Apostolis“, sagte sie. „Verzeihung.“

Und auch sie sah den Körper ihres Bruders an. Doch während sie die Augen auf den Körper gerichtet hielt, ging sie wieder hin und machte alleine den großen Kasten auf. Ich hatte ihn dort hingestellt, neben den Körper des Bruders. Und

Marina schaute in den Kasten. Sie sah wieder den Fuß darin. Auch den hatte ich dort hineingelegt. Sie hat ihn sich letztes Jahr an der Baumsäge abgeschnitten. Aber es stimmt oft nicht, was ich sage. Vielleicht habe ich ihn auch selbst abgeschnitten. Zur Strafe. Marina spielt oft mit dem Feuer, das darf sie nicht. Sie hat nämlich immer mit Streichhölzern herumgezündelt. Seit sie drei war. Letztes Jahr war sie acht, soweit ich weiß ...

Sie muss wieder mit Streichhölzern herumgezündelt haben, bevor wir weggingen – ich habe es nicht bemerkt ... Ich bin nicht schuld, ich habe es nicht bemerkt. Und dann nahm ich sie an der einen Hand, Eleni an der anderen, und wir gingen mit ihr zur Schule, frühmorgens, ganz langsam, es ist ein weiter Fußweg ... Aber drinnen schlief Apostolis. Er war für drei Tage zu uns zu Besuch gekommen, aus Athen, wo er studierte. Und weil der Junge drinnen schlief, sperrten wir die Tür ab und schlichen hinaus, um ihn nicht zu wecken ... Sein Körper war an keiner Stelle verbrannt, immerhin. Nur der Qualm, der Rauch – den hatte er im Schlaf eingeatmet ...

Jetzt schaute Marina wieder auf den abgeschnittenen Fuß im Kasten. Ihre Augen waren trocken, ganz trocken. Und sie beugte ihr Gesicht noch weiter nach unten.

„Es gibt Lava!“, flüsterte sie in den Kasten.

MEIN TASTMUSEUM

DEUTSCHLANDRADIO KULTUR, September 2015

www.fairead.com

Die Mutter habe ich nie gesehen, aber ich habe sie auch nicht angefasst, vielleicht noch nie. Ich fasse alles an, die Mutter nicht. Das vom Tastmuseum habe ich aber von der Mutter gehört. Sie hat mich täglich versorgt. Heute früh ist sie gestorben, ich war allein mit ihr, sie war zweiundachtzig, aber noch sehr rüstig, wer sie sah, hielt sie kaum für fünfundsechzig. Das letzte Wort aus ihrem Mund war: Mama. Nicht mein Name. Ich rief sofort die Kusine an. Sie kam, um bei dem ganzen Ablauf zu helfen. Erst kam sie zu mir herein und küsste mich leicht auf den Mund. Das ging ganz schnell, und ich war nahe daran zu erschrecken. (Die Kusine geht mit mir immer völlig geräuschlos um. Als ob sie ihre Bewegungen in Watte gepackt hätte, als ob sie nicht gehört werden wollte. Früher hätte ich ihr das beinahe übel genommen. Was wollte sie mir damit sagen? Dass mein Gehör so stark zugenommen hat, dass sie fürchtete, sie könnte es schon durch das kleinste federleichte Geräusch zum Bersten bringen? Aber nein: Sie liebt mich sehr. Sie erstickt die Geräusche, damit ich ihren Sinn in größerer Schärfe erfassen kann. Wie zum Beispiel dann, wenn sie weint.)

Ich weine nie, weil ich nicht sehen kann.

„Wir Menschen lassen die Bilder, die wir in unserem Leben sehen und die uns verletzen – denn was uns verletzt, geht immer von Bildern aus –, zu Tränen werden. Wir scheiden sie in Form von Flüssigkeit aus den Augen aus, damit sie sich nicht in uns aufstauen und das Denken abwürgen. Deshalb, mein Lieber, solltest du nicht darüber traurig sein, dass du nicht weinst. Du weinst nicht, weil du nicht sehen kannst. Du hast keine Bilder, die zu Tränen werden. Meinst du nicht, es ist besser so? Draußen gibt es so viel Hässliches. Was soll man denn mit der Welt, so wie sie ist? Und hab nur keine Angst. Du hast ja mich. Und wenn ich nicht mehr da bin, hast du Aphroditi, die dich so liebt. Und du musst auch keine Angst vor dem Tod haben. Alles kommt und geht. Wir zuallererst.“

Solche Dinge hatte die Mutter manchmal zu mir gesagt, mal den einen Satz, mal den anderen, und einmal – vorgestern – alle zusammen. Aber an diesem Tag (mit einem Leben von nur noch zwei Tagen vor sich, doch wie konnte sie das wissen?), hörte sie plötzlich auf, mir über die heiße Suppe zu blasen, und begann mir vom Tastmuseum zu erzählen:

„Da müssen wir einmal hingehen. Es ist gleich nebenan. Übermorgen vielleicht, da ist Sonntag? Das klassische Griechenland unter deinen Hän-

den! Ist das nicht großartig? Auch die Sehenden haben diese Wunderwerke nie angefasst, es ist nicht erlaubt. Statuen, in Bruchstücken oder ganz. Weiß. Entschuldige, ich meine schön, glatt, durch die Zeit ausgebleichen, aber haltbar, für immer vorhanden. Sie bleiben, sie gehen nie weg, sie gehen nur ein bisschen kaputt. Es macht auch nichts, dass es sich um Nachbildungen und um Abgüsse handelt. Sie sind ganz genauso wie die echten. Die echten darf man nämlich nicht anfassen. Nur die Archäologen.“

„Ich bin kein Archäologe“, sagte ich.

„Das meine ich ja“, sagte sie. „Ist es nicht großartig?“

Warum fasse ich sie nicht an, dachte ich. Warum fasse ich sie nicht an, solange sie noch am Leben ist?

Dieser Sonntag war heute. Aber demnächst wird die Kusine alles geregelt haben. Bestattungsinstitut, Telefonate mit den Verwandten. Hinterher werden sie nach und nach alle eintreffen, und morgen Vormittag ist die Beisetzung.

Meine Kusine Aphroditi habe ich auch nie gesehen. Als sie aber vorhin mit ihrem Schlüssel hereinkam wie ein Dieb und sich herunterbeugte, um mich zu küssen, habe ich ihre Wangen berührt (von den Augenwinkeln bis zur Wölbung des Mundes). Ihre Wimpern (als sie gerade begannen,

nass zu werden). Doch sie hatte nicht aufgepasst. Denn unbemerkt blieb eine frische Träne von ihr (geräuschlos) an meinem rechten Augenlid hängen und lief mir über die Wange wie eine eigene. Ich weiß nicht, ob sie das gesehen hat. Ich erklärte ihr schnell, wo sie zu suchen hätte, und nachdem sie alle möglichen Sachen geholt hatte, Papiere, Telefonnummern, ging sie hinaus, um alles entsprechend zu regeln, und unterdrückte hinter sich sanft das Geräusch der Tür. Einen Moment lang wartete ich für mich, bis meine Wange wieder trocken war. Dann beschloss ich, mich über die Mutter zu beugen. Ich saß eine Weile da, ich fasste sie an. Das ist für mich die letzte Gelegenheit, dachte ich, dass ich sie zu etwas wie einem Bild machen kann. „Mein Tastmuseum“, hauchte ich ihr zu, „mein Tastmuseum ...“. Von oben nach unten. Ein ganz kleiner Kopf, beinahe haarlos, mit nur wenigen dünnen Härchen, fast nachzuzählen. Kleid, Haut, Wange. Augen. Vielleicht kann ich ihre Gestalt ja sehen. Weiche kleine Beine in Stützstrümpfen, bis zum Knie hochgezogen. Aha, so ist das also. Der Bauch. Schön und weich. Aha, so ist das also. Die Gestalt meiner Mutter sehen. Zwei watteweiche Handflächen, zerbrechliche Finger. Von der Zeit ausgebleichen. Jetzt liegt eine übertriebene Ruhe um ihren Körper. Eine Nachbildung – ohne die geringste Regung. Für immer dort.

Das letzte Wort aus ihrem Mund war nicht mein Name.

Heute Abend brauche ich Tränen und laute Geräusche. Was für ein Glück, dass die Kusine alles für mich regelt. Jetzt weiß ich, dass sie auch für mich weint. Sobald sie zurückkommt, ich weiß es, diesmal tut sie mir den Gefallen, wenn ich sie bitte, sie soll vor mir schluchzen und weinen.